

## Solidarität — gestern und heute

*Niemand weiß genau zu sagen, wie die Jugend der Gegenwart denkt, was sie fühlt, wie sie handelt, welche Wünsche sie hat. In den Diskussionen über dieses Thema beherrschen deshalb vielfältige Vorurteile das Feld. Verzerrungen sind so unausbleiblich. Darunter leiden auch die Darstellungen der sozialen Bezüge und Ordnungen, in denen die „Arbeiterjugend“ heute lebt. — In dem folgenden Beitrag, der an die Toleranz unserer Leser einige Anforderungen stellt, wird den Ursachen nachgespürt, die das moderne Erscheinungsbild des jungen Arbeiters bestimmen. Der Verfasser untersucht, welche Rolle die Solidarität in unserer bindungsfeindlichen Zeit noch spielt und welche Bedeutung sie in der Zeit unserer Väter hatte.*

Wir alle kennen den jungen Arbeiter als jenes von dem Lorbeer einer geradezu epidemischen Literatur umkränzte Wesen, das genau das, was es ist, am wenigsten sein will, nämlich junger Arbeiter. Eine Reihe mitunter mehr kühner als kundiger Autoren hat ihn, den „neuen Typ“, zu dem unbekanntem Heros unserer Epoche erhöht. Und man hat es bei der Fülle sensationeller Feststellungen nicht leicht in dem Bemühen, den schlichten Kern der Wahrheit aufzufinden.

Wichtig scheint mir zu sein, daß der sogenannte junge Arbeiter der, als den man ihn bezeichnet, nicht mehr wesenhaft: sein will noch ist. Jenes jugendbewegte Leitbild der zwanziger Jahre, das des „hutfeindlichen, kurzbehosten, sportlich gestählten, aber bildungseifrigen, weltoffenen und lebenszugewandten . . . ‚Jugendlichen‘, der singfreudig hinter der ‚Fahne des Fortschritts‘ marschierte“ (*Bednarik*), prägt den jungen Arbeiter von heute zweifellos *nicht* mehr — diesen bis zum Überdruß als bindungslos, rauch- und rausch-süchtig, jazzfimmelig, film- und motorradwütig, glaubens-, moral- und ideallos, opportunistisch, ja sogar nihilistisch gebrandmarkten unbequem - bequemen Zeitgenossen und Nachbarn von dir und mir. Bei aller Maßlosigkeit des Urteils und auch wenn man sich bewußt hält, daß es sich bestenfalls um die Typik einer Mehrheit unter Ignorierung einer Minderheit handelt, von der noch zu reden sein wird, sind hier offenbar wahre Züge gezeichnet. Züge eines Bildes jedoch, das bei näherem Zusehen nicht nur das des jungen Arbeiters, sondern das der Jugend schlechthin ist. Damit sind wir bei der Frage der Arbeiterjugend und ihrer sozialen Bezüge und Ordnungen.

### *Die Solidarität in der alten Arbeiterbewegung*

Proletarische Jugendbewegung ist Klassenbewegung. Ihr Ziel kann nicht sein, jedenfalls noch nicht sein, Entwicklung des einzelnen zu einer besonderen Individualität, sondern Einordnung aller einzelnen in eine große umfassende Gesamtheit, .. organisierte, tätige Solidarität der Klasse, nicht beschauliches Gemeinschaftsempfinden einzelner ist ihre innere Notwendigkeit... Es ist kennzeichnend für sie, daß sie mit ganz besonderen Zielen, in besonderem Tempo und mit besonderer Marschordnung vorwärtsschreitet...“, schrieb *Georg Graf* im Jahre 1919.

Das war es: hundert Jahre lang, seit es ihn gibt, war und fühlte sich der Industriearbeiter, der alte wie der junge, eingefügt in den Zusammenhang der um ihr Recht und ihren Aufstieg kämpfenden Klasse. Aller Erfolg dieses Kampfes hing davon ab, daß er Schulter an Schulter geführt wurde. *Solidarität* war die Kampfmoral, war das tragende Ethos der Arbeiterklasse, die nicht im mindesten jenem heute so oft beschworenen amorphen und amoralischen Zerrbild der Masse, sondern weit eher einer gut disziplinierten Truppe glich. Die Arbeiter hatten begriffen, daß nur gemeinsam ihr Weg „zur Sonne, zur Freiheit“ führen konnte. Aus der Ohnmacht, aus der Entrechtung, aus der Disqualifizierung wuchs der Arbeiterschaft ihre Selbstachtung, ihr Ethos und ihre Kraft.

Das Kommunistische Manifest schloß mit den Worten: „Die Proletarier haben nichts ... zu verlieren als ihre Ketten. Sie haben eine Welt zu gewinnen. Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“ Nirgends war der Gleichberechtigung der Arbeiterschaft mehr in den Weg gelegt als in Deutschland, nirgends in aller Welt wurde der Ruf zur Solidarität williger und begeisterter aufgenommen, nirgends wurden die Gewerkschaften so schnell so stark wie hier. Die Solidarität gehörte zu den Kernworten der Bewegung. Arbeitervereine nannten sich so, ja die Arbeiterbewegung belegte den Begriff Solidarität, der für uns Heutige ganz leidenschaftslos etwa Einigkeit oder Zusammengehörigkeitsgefühl bedeutet, so sehr für sich, daß Meyers Zwölfbänder ihn noch im Jahre 1928 als „Kampfgemeinschaft gegen die besitzende Klasse“ definiert. Dieser Begriff, dessen Gefühlsgewalt auf eine Weise, die uns kaum mehr vorstellbar ist, die Werkträgigen über die nationalen, konfessionellen, politischen Grenzen hinweg verband, wurde grundlegend in dem Gesetzgebungswerk der deutschen Sozialversicherung. *Bismarck*, der damit der SPD den Wind aus den Segeln nehmen wollte, erkannte gleichzeitig in diesem hochbedeutenden Akt Zusammenschluß und Autonomie der Arbeiterbewegung an. Während eine private Versicherung auf dem Prinzip der Selbstvorsorge — mitunter vermehrt um den Gedanken der Gegenseitigkeit — beruht, steht und fällt jede Sozialversicherung mit dem Grundsatz der Solidarität, d. h. der Praktizierung des Satzes: einer für alle, alle für einen. Das Charakteristische für die besondere historische Ausprägung des Begriffs der Solidarität ist die Einengung, die das Wort „alle“ erfährt, das nicht die ganze Menschheit meint, sondern nur alle, die davon leben, ihre Arbeitskraft zu verkaufen.

An dieser Stelle ist es vonnöten, sich auf die Herkunft des Solidaritätsgedankens zu besinnen. Hier sei in aller Schlichtheit die Behauptung aufgestellt, daß die Solidarität in der Arbeiterbewegung nichts anderes ist als das säkulare Rudiment der Nächstenliebe — so wie auch die *Marxsche* Vision der klassenlosen Gesellschaft nichts anderes ist als die verwässerte Vorstellung vom Reiche Gottes —, Marx selbst im Grunde ein verkappter Theologe. Zwischen Klassenkampfideologie und Solidaritätsethos bestand eine analoge Beziehung wie zwischen Dogmatik und Ethik in der christlichen Kirche. Überhaupt wissen wir heute, daß der Weg der Aufklärung gepflastert war mit Begriffen der christlichen Glaubensstradition und Heilsgeschichte, die man nicht mehr verstand und die man mit keinem angemessenen Glaubenserleben mehr auszufüllen vermochte und die man darum für den säkularen Hausgebrauch zuschneiderte und zurechtstutzte. Sehr spürbar ist das im Liberalismus und vor allem in der Französischen Revolution (z. B. in der fraternité, der Brüderlichkeit, die ja die liberale Verblässung der Bruderschaft als Gotteskindschaft aller Menschen ist).

Der Substanzschwund geht so weit, daß die Herkunft und die Quellen allmählich aus dem Bewußtsein schwinden, so daß die anti-, zumindest aber achristlichen Arbeitermassen, die in den ständischen Ordnungen des pseudochristlichen Bürgertums keine Heimat gefunden hatten, dennoch im gleichen geistesgeschichtlichen Strom schwimmen und ihre bestimmenden Werte den alten Schatzkammern der Menschheit entleihen. So gegensätzlich das neue Industrieproletariat der bürgerlichen Tradition gegenüberstand: aus diesen eingeschmolzenen und umgemünzten Wertgehalten ist die Ideologie der alten Arbeiterschaft, ist die marxistische Ersatzreligion gezimmert. Man kann es tiefenpsychologisch auch so sehen, daß die Reste natürlicher Bereitschaft zu Glauben und Bruderschaft sich nach der Entbindung aus Religion und Kirche in die utopische Vorstellung von der zukünftigen Welt projizierten, die im Akt der Selbsterlösung des Arbeiters wie Phönix aus der Asche steigen sollte. Ohne dieses Pathos der Utopie wäre die Arbeiterbewegung nie die Macht geworden, die sie ist.

Nun ist der „Aufstand der Massen“ nicht in der Weise erfolgt, daß das Industrieproletariat eine neue Gesellschaft geschaffen oder auch nur selbst als Klasse eine eigene Kultur entwickelt hätte, sondern sie ist doch ausschließlich als politischer und sozialer

Faktor auf eigene Füße gekommen. Ein eigenständiger proletarischer Lebensstil hat sich trotz der forcierten Versuche der sozialistischen Führungsschicht nicht gebildet, sondern im Gegenteil hat zum Bürgertum immer das Verhältnis negativer Abhängigkeit bestanden: bis hin zu den Vorstellungen von Wohnung, Kleidung und Bildung.

Hinter dem Phänomen der Solidarität steckt das urmenschliche Bedürfnis nach sozialer Integration, nach gesellschaftlicher Umfriedung und Geborgenheit. Der in der Treibhausluft des beginnenden Industrialismus emporschießende und sich rasch multiplizierende vierte Stand, der keinen Anteil an den Produktionsmitteln und keinen Standort in den Konventionsformen der bürgerlich-ständischen Gesellschaft hatte, dem ihre Anstalten und Einrichtungen sich verschlossen und dem die alte Welt, die die Gefahr für ihren Bestand heraufkommen sah, das Daseinsrecht verwehrte, dieser vierte Stand integrierte sich selbst: er wurde Klasse. Das Proletariat schloß die Reihen, das Kommunistische Manifest wurde in die Sprachen der Welt übersetzt, wurde in den Kultwinkeln der roten Bewegung verkündet, durch Wohnküchen und Werkhallen kolportiert. Eine unaufhaltsame und gleichermaßen unselige Entwicklung hatte ihren Lauf genommen. Das tiefwurzelnde Bedürfnis der heimatlosen Massen, vom Gesellschaftsverband aufgenommen zu werden, war nicht befriedigt worden. All das an gesunden Gemeinschaftskräften, all das an Soziabilität, all das, was im Volksganzen eine machtvoll belebende Potenz hätte abgeben können, wandte sich in der aufgezwungenen Defensive nach innen, sublimierte sich zu Klassenbewußtsein und Solidarität.

Die Solidarität ist keine historisch fixe Größe, sie ist übertragbar. Vielleicht gerade darum, weil sie ein Ersatzethos ist, ein Instinkt der Schwachen und Schlechtweggekommenen — mit *Nietzsches* Worten zu reden —, kein sozialer Wert eigener Art, sondern eine Haltung, die über sich hinausweist. Ein solcher Akt der Übertragung war es, als die Arbeiterschaft, für die der Krieg soeben mit Meuterei und Revolte geendet hatte, im Jahre 1919 die Verantwortung des Staates übernahm. Dies und das infolge der Produktionsvermessung steigende Lebensniveau der breiten Schichten stärkten das Selbstbewußtsein der Arbeiter, aber nicht so sehr der Arbeiterschaft als Klasse, sondern des einzelnen Arbeiters, der den Aufstieg am eigenen Leibe spürte. Hier trat er seine Entwicklung zum Arbeiterbürger an.

Von der Übertragbarkeit der Solidarität profitierte nicht *zuletzt* der Nationalsozialismus, dem das glorreich-groteske Kunststück gelang, unter dem Schlagwort „Volksgemeinschaft“ der Illusion Glauben zu verschaffen, er vertrete die gemeinsame Sache der arbeitenden Menschen. Alles zusammen: die Diffamierung des Klassengedankens, die politische Verantwortung der Arbeitervertreter in der Weimarer Republik, das Wegfegen der meisten Privilegien und der alten Vermögen durch Weltkriege und Inflationen, die ständige Konsumausweitung, die Egalisierung und Sozialisierung von Mode, Kultur und Lebensstil, alle diese überaus divergenten Zeiterscheinungen wirkten und wirken gleichsinnig zusammen: hin nämlich zur Entbindung der Arbeiter aus der Solidarität ihrer Schicht, die heute schon eine alte Klage ihrer Funktionäre ist.

#### *Das allgemeine Avancement des Arbeiters heute*

Der junge Arbeiter ist avanciert. Er hat sehr wohl mehr zu verlieren als seine Ketten. Er hat schon in jungem Alter einen guten Lohn, hat sein Motorrad, hat Aufstiegschancen, trägt eine Kleidung und erholt sich an Vergnügungen, die in dem trüben Topfe kapitalistischer Markt- und Konsumgesinnung gebraut sind und ihren Stil an ihren Verbraucher zwingend weitergeben. Die Welt des freien Marktes, insbesondere die schillernde Technik des Warenangebots und -dargebots, die auf ständig neue Bedarfsweckung angelegt ist, ist eine ungemein stilbildende Macht mit eigenen Gesetzen und einem herrischen Magnetismus. In dessen Bannkreis geraten, kann der Arbeiter prinzipiell kein Proletarier mehr

sein. Hier bestätigt sich ganz klar der *Marxsche* Satz, daß das ökonomische Sein des Menschen sein gesellschaftliches Bewußtsein bestimmt. Gegenüber der Suggestion von Leuchtreklamen, Prospekten und Schaufenstern bedarf es eines festgefügt und scharfbewußten Zurwehrsetzens, um nicht der Vermassung zu erliegen, die der Kölner Soziologe *Rene König* sehr treffend als „ein im wesentlichen konsumorientiertes Verhalten“ definiert und die ja alles andere als ein proletarischer Lebensstil ist. Solange das Proletariat noch das Bewußtsein von Solidarität und Sendung erfüllte, war Vermassung ihm weder gemäß noch möglich. Nach dem ideologischen Zersetzungsprozeß der letzten Jahrzehnte kann man vom jungen Arbeiter heute diese inneren Widerstandskräfte wohl kaum noch erwarten.

Mit boshafter Ironie, die sich in scharfem Affront gegen die ahnungslosen Betroffenen wendet, schreibt *Bednarik*: „Der neue Typ des jungen Arbeiters, der die Arbeitswelt bloß als die Basis seines Vergnügungslebens auffaßt, das für ihn das Leben bedeutet, ist heute weiter denn je von jedem geschichtlichen Sendungsbewußtsein und revolutionären Schwung entfernt. Nur wenn ich mir die turbulenten Szenen vergegenwärtige, die sich im Krieg beim Sperren der amerikanischen Filme in gewissen Kinos abspielten, kann ich mir den einzigen Anstoß vorstellen, der den neuen Typ radikalisiert und als neue Massenform aktivieren könnte: Man sperre in den Städten mit einem Schlag sämtliche Kinos — die Revolution bräche aus, die Kino-Revolution.“ Daß man damit rechnen muß, beweisen uns die Meldungen über die Platzschlachten zwischen Polizei und „Halbstarken“, die im Zusammenhang mit der „Rock-'n'-Roll“-Bewegung die Welt durcheilen.

An dieser Stelle kann vor einem gar nicht massiv genug gewarnt werden, vor der Versuchung nämlich, die Frage nach dem jungen Arbeiter in den Sog der „Halbstarken“-Debatte geraten zu lassen. Wir sollten dieses Problem mit aller Schärfe ausklammern, weil es vom Blickpunkt der bestehenden Gesellschaftsgruppen her auch nicht entfernt faßbar ist.

Man muß sich überhaupt sehr klar machen, was man eigentlich meint, wenn man das Schlagwort „junger Arbeiter“ gebraucht, was wir bis hierher ja ungeprüft getan haben. Bei der Darstellung der alten Arbeiterschaft konnten wir von den klassischen Begriffen ausgehen; Marx erschienen für die Arbeiterklasse zwei Kriterien die entscheidenden: der *Nichtbesitz von Produktionsmitteln* und die damit verbundene Notwendigkeit, die eigene Arbeitskraft zu verkaufen, und die Einsicht in diese Situation, das *Klassenbewußtsein*. Die erste Voraussetzung trifft heute in einem enorm ausgebreiteten Umfang zu, nämlich für den Akademiker, den Angestellten, den Beamten, den Studenten und Fachschüler genauso wie für den sogenannten Arbeiter. Die zweite Voraussetzung ist zwar durchaus noch anzutreffen, aber quer durch alle Gruppen der abhängig Arbeitenden, sie bildet kein unterscheidendes Merkmal mehr. Überdies liefert das Einkommen keine festen Maßstäbe in dieser Frage. Wollte man es dennoch zum unterscheidenden Gesichtspunkt machen, so würde der Bergarbeiter etwa neben dem Studienrat stehen, und der Proletarier von heute würde nicht mehr der „Arbeiter“, sondern ganz eindeutig der Student sein. Hier aber könnte man von Proletariat kaum reden, zu dessen Kennzeichen — was wir noch nicht erwähnten — die Endgültigkeit seines sozialen Schicksals und die Hoffnungslosigkeit, als einzelner je über die Klassenschranken hinauszukommen, wesentlich hinzugehört. Ferner macht offenbar der junge Arbeiter alle Anstrengungen — in seinem Selbstgefühl wie in seinem Auftreten —, die Spuren seiner gesellschaftlichen Vergangenheit zu verwischen und für nicht vorhanden zu erklären. Es gelingt einem nicht mehr treffend, den Jungarbeiter am Wochenende oder nach Feierabend dem äußeren Bilde nach von Jugendlichen anderer Schichten zu unterscheiden.

Angesichts dieser Nivellierung werden die arbeitsrechtlichen Unterschiede, die die Arbeiterschaft noch von den anderen Gruppen trennen, in den luftleeren Raum juristischer Spitzfindigkeit verwiesen. Es ist nicht unbezeichnend, daß aus der „Sozialistischen Arbeiterjugend“ (SAJ) von einst die „Sozialistische Jugend“ (SJ) in Österreich und die

„Jungsozialisten“ bei uns wurden. Die Sache beginnt aktenkundig zu werden: dem Bundestag liegt zur Zeit ein Gesetzentwurf zur Beratung vor, der auf die Gleichstellung der Arbeiter im Krankheitsfall hinzielt. Andere Pläne sehen die Angleichung der Arbeiter- und Angestelltenrenten an die Pensionen der Beamten vor. Im Grunde sollte man sich entschließen, den Begriff „Arbeiter“ auf alle abhängigen Arbeitnehmer einschließlich der Studenten auszudehnen oder aber ihn gar nicht mehr zu verwenden. Denn das Arbeiten ist bekanntlich dem, zu dessen Namen es geworden ist, nicht vorbehalten. Ehe sich aber der Sprachgebrauch in der Weitherzigkeit eines logischen Gewissens dazu bereitet, werden wir gezwungen sein, das Wort Arbeiter weiterhin in dem geläufigen Sinne zu gebrauchen.

Es hat sich bei uns etwas ereignet, das zu erwarten war, das auch am Beispiel Amerika ablesbar war: als die Arbeiterschaft sich aus Isolierung und Defensive befreit hatte, bröckelte der Zusammenhalt und zerfloß die Solidarität in nichts, wie der Wein aus einem Faß, das — in Gärung geraten — die eisernen Reifen gesprengt hat.

#### *Die Minderheit und die Mehrheit*

Die Dinge sind heute jedermann vertraut; dennoch wäre es einfach nicht wahr, zu behaupten, die ganze Arbeiterschaft sei durch den Verlust der Solidarität gezeichnet. Es gibt eine Minderheit, für die diese Querschnittschagnose *nicht* zutrifft: es leuchtet ein, daß man sie in der sozialistischen und der Gewerkschaftsjugend zu suchen hat. Ich selbst habe eine repräsentative Gruppe hieraus von der Biographie her untersucht (Gewerkschaftliche Monatshefte 4/1956) und die Überzeugung gewonnen, daß in diesem Teil der Jugend die Solidarität noch ein lebendiger Wert ist. Allerdings: über 92 vH der Untersuchten waren durch ein besonders hartes Schicksal, durch Einsamkeit, Not, Erschütterungen in der Zeit des Nationalsozialismus, des Krieges oder der Gefangenschaft zur Gewerkschaft geführt worden. Neu ist an dieser Solidarität, daß sie ganz primär aus der Heftigkeit des eigenen Erlebens gespeist wird, sie infolgedessen auch mehr oder minder aus dem blaß-ideologischen Raum heraustritt und oft weniger ein Klassenbewußtsein der Arbeiter als eine gesamt menschliche Verantwortung für alle Schwachen ist. Die Solidarität ist auf dem Wege zur Humanität. Insbesondere im jungen Gewerkschaftsnachwuchs haben wir eine Gruppe vor uns, die spontan und aktiv eine bessere Welt zu bauen angetreten ist. Große Bewußtheit, ein Rieseneifer, das Gesellschaftliche geistig zu durchdringen, selbstverständliche Bereitschaft zu Einsatz und Verantwortung zeichnen diese Arbeiterelite aus.

Man muß an das Bestehen dieser Avantgarde erinnern, denn es gibt sie — auch wenn sie in den Publikationen vom neuen Typ des jungen Arbeiters von heute gern und meistens ganz totgeschwiegen wird. Man sollte beides sehen: hier die geringe Zahl derer aus der gesamten Arbeiterschaft, die den differenzierten Kosmos der Zusammenhänge in Gesellschaft, Staat, Wirtschaft und Kultur mit Verstand und Fleiß einzusehen bemüht sind — dort die große Summe jener, die von jeder gesellschaftlichen Erkenntnis und Verantwortung durch triviale Sorgen abgelenkt werden, wie sie das Wirtschaftswunder üppig aufbauscht. Sorgen um Kino und Komfort, darum, wie man sich „in Schale wirft“, wie man zum „fahrbaren Untersatz“ kommt — Sorgen, über denen der äußere und innere Kosmos für sie ein Chaos blieb. In ihm gilt wie im Dschungel das Gesetz der vitalen Anpassung an die mächtigen und uneinsehbaren Vorgegebenheiten: die Schwächeren suchen ihr Heil in unauffälliger Mimikry, in einer oft gewissen- und widerstandslosen Angleichung. Die anderen, die Stärkeren, suchen die Spielregeln der Umwelt in die Hand zu bekommen, ohne ihre komplexe Gesetzlichkeit zu verstehen, ohne aber auch in der Erwachsenengesellschaft das Unerforschliche ruhig zu verehren.

Jedermann kennt ja dieses Problem des Jugendlichen im Dschungel der Zivilisation zur Genüge aus dem Gespräch über die „Halbstarken“. Wir können täglich erleben, daß der

ungebildete junge Arbeiter in der Vielzahl von Verbänden, Organisationen, Behörden und Stellen wie ein Blinder tappt. WEU, BEJ, IUSY, KVP, GVP, IG, SJ, JSW, CVJM, AOK, alle diese Signa der anonymen Verbändegesellschaft dringen auf ihn ein wie die Neonreklame in einer Großstadtnacht, ihn ereilt eine tiefe Ratlosigkeit. Weniger denn je drückt sich der Staat, die Autorität, die Institution durch echte Symbole aus, statt dessen etikettiert sich der moderne Verband mit unverständlichen Signen, Formeln und Abkürzungen.

Der junge Arbeiter — natürlich nicht nur er, aber insbesondere er — gerät wiederum gegenüber der Gesellschaft in die Defensivsituation des gehetzten Wildes. War es vor hundert Jahren seine Klasse, so ist er es heute als vereinzelter: Millionen teilen das Schicksal der Verarmung, die zugleich -Vereinsamung ist. Die Solidarität schwindet bei der Mehrheit, weil die Einsicht in den Aufbau der Gesellschaft fehlt und umgekehrt: es besteht ein *circulus vitiosus*. Ein junger Arbeiter der zwanziger Jahre, dessen Vater noch in den Kämpfen um die Einführung von Krankenkasse und Gewerkschaft gestanden hatte, konnte sich unter diesen Einrichtungen noch etwas eindeutig Faßbares vorstellen, er konnte sich mit ihnen als *seinen* Organisationen identifizieren. Heute erscheinen sie dem jungen Arbeiter an den Staat geknüpfte, anonyme, selbsttätige Mächte, gegen deren Führung er wie gegen alles Institutionelle Mißtrauen hegt, die ihm unbequem sind, weil sie seine Beiträge — seinen Einsatz schon nicht einmal mehr — fordern, deren Vorzüge und Vergünstigungen er sich in den Schoß fallen läßt wie das Kind im Märchen die Stern-taler: ohne den Zusammenhang recht zu begreifen. Die Verapparatisierung der Solidarverbände tut das ihre hinzu.

Diese seine Welt ist für den jungen Menschen so fremd wie für einen Wilden die Mächte des Urwalds, „und so wie dieser wohl weiß, wann die Löwen zur Tränke gehen und wann die Antilopen, und sich danach einrichtet, aber *nicht* weiß, *warum* das so ist und in welchen Zusammenhängen das alles steht, so weiß der heutige junge Arbeiter genau, welche Ansprüche er an die Krankenkasse stellen kann und mit welchen Vorwänden er sich von einer unangenehmen Arbeit drücken kann, aber er überblickt nicht die übergeordneten Zusammenhänge, die sein Leben regeln“ (Bednarik). Diese gesellschaftlichen Einrichtungen sind dem jungen Arbeiter so selbstverständlich geworden wie der Strom im Haushalt — sie werden benutzt und ausgenutzt ohne das Gefühl der Verantwortlichkeit.

Die Jugendreferate der Organisationen, die das Verhalten dieser Generation zu allererst betraf, haben diese Entwicklung zumindest in den Grundzügen schon früh erkannt. So erschien im Jahre 1926 im „Jugend-Führer des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes“ ein Aufsatz mit dem Titel „Rowdytum“, in dem es hieß: „auch wir sehen heute ‚neue Schichten‘ im organisierten Proletariat, die frei sind von jeder Kenntnis der Kämpfe und Unterdrückung in der Vorkriegszeit.“ Die Führungsschicht der Arbeiterschaft konstatierte zwar den Wandel, der sich vollzog und der sich dann nach dem zweiten Weltkrieg zum Durchschnittsverhalten der jungen Arbeiter ausweiten sollte, aber man geißelte in den Anfängen noch scharf: Rowdytum. Was man damals noch nicht so deutlich sah, war, daß die Arbeiterschaft selbst mit den Erfolgen ihres jahrzehntelangen Kampfes ihre eigenen ideologischen Voraussetzungen unterhöhlt hatte.

Heute, da die übergroße Mehrheit aus der Tradition und Solidarität der Arbeiterbewegung herausgelöst ist, fällt es niemandem ein, sich mit kurzfertigen Verdikten über diesen Tatbestand hinwegzusetzen. Man wird sich ernsthaft damit auseinandersetzen müssen. Jene heute marktgängige Manier, die zweifellos vorhandenen Unerfreulichkeiten in der inneren und äußeren Physiognomie des jungen Arbeiters bis zum Erbrechen in das öffentliche Gespräch zu zerren, nutzt wenig. Sie mutet an wie die fassungslose Geste einer Generation, die das eigene Versagen in das Verhalten der Söhne projiziert und die mitunter die eigene „Selbstrechtfertigung auf dem Podest der Demütigung des Neuen, Unbe-

wältigten suchen und sichern zu wollen scheint. Es gibt nur eins, das schlimmer ist als das: nämlich jene Fakten jugendlicher Unangepaßtheit, Bequemlichkeit, Zuchtlosigkeit, Asozialität und Amoralität, jenes Den-eigenen-Standort-nicht-finden-Können und Den-des-anderen-nicht-respektieren-Wollen, jene schläferne Freud- und Nutzlosigkeit verwöhnter Epigonen — diese Fakten etwa als Normen hinzunehmen, sie zu sanktionieren und aus einer offenkundigen Not eine hinkende Tugend zu machen! Niemand bezweifelt die kernhafte Feststellung, daß der junge Arbeiter seinen Ort im sozialen Bezugssystem erstens nicht mehr kennt und zweitens damit überhaupt verloren hat. Wir stellten zu Anfang die schlagwortartige These auf: der junge Arbeiter ist das Wesen, welches das, als was man es anspricht, am allerwenigsten sein will. Weder nämlich mit Bewußtsein und Freude jung noch mit realistischer Entschlossenheit Arbeiter.

*Der Verlust alter Leitbilder — der Gewinn neuer Chancen*

Der Verlust der Solidarität dürfte eins der grundlegendsten Merkmale sein, wenn man die Züge der jungen Arbeitergeneration von dem Bild jeder älteren abheben will. Die Solidarität war einst das Rückgrat der Arbeiterbewegung, gleichwohl sollten wir diese Vergangenheit nicht idealisieren — auch Nicht-Proletarier pflegen das heute in der klagendsten Attitüde zu tun —, wir sollten nicht verkennen, daß die Solidarität aus verzweifelter Defensive geboren wurde und mit viel Ressentiment gesättigt war. Es war ein abstraktes Ethos, mehr eine Haltung des Verstandes und Willens als eine Gesinnung des Herzens, sie richtete sich nicht auf den nächsten Menschen, sondern auf das Exemplar der gleichen sozialen Gattung. Sie war ein Surrogat.

Könnte es nicht sein, daß, während die einen blindlings und in Bausch und Bogen die neuen Erscheinungen verdammen, während die andern mit fassungslos gerungenen Händen und schlotternder Angst ihr Ja und Amen dazu sprechen — könnte es nicht sein, daß sich hinter diesem doppelten Unverstandenbleiben in der jungen Arbeiterschaft verborgen und unbeachtet in diesem Augenblick neue und echte Möglichkeiten kristallisieren? Wie, wenn etwas Neuartiges, Großartiges, das vielleicht heute irgendwo schüchtern anklingt, in der Schamlosigkeit des öffentlichen Geschwätzes über den jungen Arbeiter überhört würde? Immerhin hat er die Chance des totalen Nullpunktes, der völligen Ungebundenheit, auch wenn man sie einseitig als Bindungslosigkeit bekrittelt. Und ist nicht der allerorten berufene Materialismus immer das Symptom einer Verarmung an den Dingen, die das Menschenleben schön und reich und wertvoll machen? Darum kann man den Materialismus nicht in erster Linie vom Sockel der Moral aus betrachten — ebenso wenig wie zum Beispiel den Hunger. Das im Augenblick sicher überwiegende Verfallensein des jungen Arbeiters an das äußerlich Attraktive, an die Begehrlichkeit nach höherer Geltung, nach Lebensstandard und -genuß ist so wenig eine menschliche Möglichkeit, daß man es nur als Ausdruck dafür werten sollte, wie total ihm die Verbindlichkeit anderer, besserer Werte abgeht. Und dies hat zweifellos mit dem Versagen der eben sich ereifernden älteren Generation Entscheidendes zu tun.

Ist es denn nichts, wenn dem jungen Arbeiter heute im Bereich seiner beruflichen Leistungsfähigkeit und Tüchtigkeit ein relativ sehr großes Intaktsein bescheinigt wird? Ist es nur negativ, daß an die Stelle des einst erträumten kollektiven Aufstiegs der ganzen Klasse heute in zahllosen Fällen der entschlossene Wille, zu lernen, weiterzukommen und Erfolg zu haben, beim jungen Arbeiter getreten ist? Mehr als je zuvor ist das Problem des jungen Arbeiters — wann wäre es keins gewesen? — *heute* ein Problem des einzelnen Menschen. Auch hier pflegt man — auf weite Strecken mit Recht, aber nicht nur mit Recht — das Nachteilige zu registrieren. Aber daß einem im jungen Arbeiter ein Mensch mit seinen Sehnsüchten, seinen Halbheiten und Kümmerlichkeiten und mit seinen echten humanen Möglichkeiten gegenübertritt und doch offenbar *kein* verbissener und verschlossener Exponent eines noch so grandiosen Kollektivs — ist das nichts? Man sollte doch einmal

alle die wertenden Schlagworte und Gegenschlagworte dispensieren und mit offenen Augen Art und Wert dieses Wandels sehen, der sich da vollzieht. Er steht ganz eindeutig unter dem Gesetz: weg von der Ideologie, der Weltanschauung, dem Programm — hin zur Person! Das gilt ganz besonders für die Frage der Bindungen. Sowenig der junge Arbeiter heute ansprechbar ist für ideologische Zielsetzungen, so sehr ist er es für das verpflichtende Beispiel, den tüchtigen Meister, wenn er ihn als Persönlichkeit achtet, den Star in Film und Fußball, den Führer — und wenn es der Bandenanführer ist. Die Soziologen haben beobachtet, daß in der Gegenwartsjugend — der junge Arbeiter unterscheidet sich hier nicht von der übrigen Jugend — an die Stelle der Jugendorganisationen und -verbände, die ja längst keine Jugendbewegung mehr darstellen, die informelle Gruppe getreten ist, die übersehbare Gemeinschaft, der auf Sympathie und Interessen gegründete Klub, im Grenzfall die Bande. Der Rückzug auf die informelle Gruppe ist eine ganz gesunde Antwort auf die Unpersönlichkeit und Undurchschaubarkeit der organisierten Verbände. (Übrigens wieder ein Beispiel dafür, daß die Solidaritätsgefühle nicht im mindesten objektfixiert, sondern transponibel, übertragbar sind. So sehr, daß man den Begriff Solidarität, ohne ihn hart zu strapazieren, kaum mehr verwenden kann.) Die Pädagogik ist genötigt, Phantasie zu entwickeln, der neuen Lage Rechnung zu tragen. Was den jungen Arbeiter qua Arbeiter angeht, so wird man diese Phantasie den Verantwortlichen — etwa in den Gewerkschaften — wünschen müssen.

Die Gewerkschaften kümmern sich mit Routine und Gewicht um die Fragen des Lohns, des Kündigungsschutzes, der Alterssicherung — Fragen, die durchweg vor 35 Jahren auch schon da waren und die natürlich heute noch da sind, auch wenn sich in ihrem Gefolge ganz andere und ebenso wichtige eingefunden haben. Ich will nicht behaupten, daß die Gewerkschaften bei ihrer Programmwahl rückständig sind — haben sie sich doch eben erst das Atomenergieproblem und die Automation vorgenommen. Was jedoch das Durchdenken der Folgen des eigenen Wirkens angeht, so vermißt man hier und da diese Progressivität. Es ist gewiß löblich und verdienstvoll — verdienstvoll in allererster Linie für die Gewerkschaften —, daß der junge Arbeiter heute soviel Freizeit hat, *wie* er hat. Ich bin sogar mit den Gewerkschaften der Meinung, es sollte noch mehr werden; aber wenn man nun schon dafür eintritt — und auf die Dauer sicher nicht ohne Erfolg — und wenn man nun schon einmal — wie es so schön heißt — die Hand am Drücker hat, so sollte man sich auch Gedanken darüber machen, was der junge Mensch mit seiner Freizeit anfängt, und ob er überhaupt etwas damit anzufangen imstande ist. Solche Gedanken vermißt man. Ich weiß, daß auf der Gewerkschaftsseite viele sagen werden: dazu sind wir nicht angetreten, und daß vor allem von der andern Seite viele entgegenwürden: die Gewerkschaften haben ohnehin in viel zu vielen Dingen ihre Nase stecken. Aber dennoch bleibt die naheliegende Aufforderung, sich zur Freizeitmeisterung des jungen Arbeiters mehr Substantielles einfallen zu lassen.

Wer den jungen Arbeiter aus dem täglichen Umgang kennt, weiß zudem genau, daß dieser im Regelfall ein wenig arg tapsend mit dem Inhalt seiner Lohntüte umgeht, so daß der Verbleib des Geldes nicht selten durch Flüchtigkeit und sein Ausgeben durch Nutzlosigkeit gekennzeichnet ist. Daß den atemberaubenden Auswüchsen jener raffinierten — kapitalistischen — Technik des Angebots und der Bedürfnisweckung bisher keine wirksamen Gegenkräfte etwa in Form überzeugender Anreize zu sinnvollen Geldausgaben und zu Sparanlagen erwachsen sind, ist schlechthin fatal. Kurz: das Bedenken der Konsequenzen von großräumigen und zeitungfüllenden Erfolgen bis in den nah-menschlichen Bereich des einzelnen jungen Arbeiters hinein scheint mir ein Erfordernis wohlverstandener und zeitnaher Solidarität zu sein. Der junge Mensch will und darf nicht nur angesprochen werden als Arbeitnehmer, Lohnempfänger, Beitragszahler, sondern auch als Person. Wenn es für ihn Solidarität gibt, dann ist es die Solidarität von Personen, nicht die Solidarität mit der Ideologie, dem Programm, dem Apparat.